Nur keinen Doktor.

Nach dem Holländischen von Max Meister.

„Es thut mir leid, es Ihnen nochmals sagen zu müssen; aber die Hand meiner Tochter kann ich Ihnen nicht geben!"

Mit diesen Worten sprang der dicke Postmeister Haalders von dem Stuhle, worauf er sich in den letzten Minuten unruhig hin und hergeschoben hatte, auf und durchmaß mit großen Schritten das Zimmer.

„Aber, mein werther Herr Direktor...."

„Direktor bin ich nicht; ich bin einfach Haupt-Postbeamter und mein Ohr ist keiner Schmeicheleien zugänglich."

„Nun gut denn, Herr — Haalders", begann Doktor Wilh. Beer auf's Neue. „So bitte ich Sie, mir wenigstens die Ursache Ihres offenbaren Vorurtheils gegen mich anzugeben....Aus welchem Grunde verweigern Sie mir die Hand Ihrer Tochter?"

Haalders brach seinen Spaziergang ab und blieb in fast drohender Haltung vor dem jungen Arzte stehen.

„Auch die Ursache wollen Sie noch wissen?" brummte er etwas mißmuthig. „Dann will ich sie Ihnen unverhohlen sagen: ich habe eine unüberwindliche Abneigung gegen alle Doktoren. Meine Frau haben sie in ein frühes Grab gebracht, meine Schwester krank und elend gemacht, und nun soll meine Tochter, mein einziges Kind, einen Arzt heirathen, damit er alle möglichen Kuren an ihr probire und studire? Nein, das dulde ich nicht, das werde ich nie zugeben!"

So in den Aerger sich hinein redend, stampfte der dicke Herr zornig mit dem Fuße und nahm dann seine unterbrochene Wanderung wieder auf.

„Ich möchte aber doch bitten, einen Unterschied zwischen Aerzten und Quacksalbern zu machen", sagte Doktor Beer, dem jetzt auch das Blut zu Kopfe stieg, mit Nachdruck. „Der Himmel mag wissen, welcher Bande von Kurpfuschern und Wunderdoktoren Ihre Verwandten in die Hände gefallen sind."

„Oho, Quacksalber!" rief Haalders aus. „Ich versichere Sie, mein werther Doktor, daß es berühmte und, wie man sich auszudrücken beliebt, bewährte Aerzte waren, Professoren sogar. Sie mögen mir's nun glauben oder nicht, aber wahr ist's: sie gaben meiner armen verstorbenen Frau so viele gute Rathschläge in Verbindung mit scharfen Arzneien, daß sie schon nach einigen Wochen" — er hielt einen Augenblick inne — „bleich und stumm vor mir lag."

„Haalder's Stimme bebte, als er die letzten Worte aussprach; aber er ermannte sich wieder und fuhr eifrig fort: „Und ich bin ein viel zu guter Vater, um meinem Kinde ein solches Loos zu wünschen."

„Aber Helene liebt mich...."

„Das mag schon sein, sie liebt Sie, aber nicht den Arzt. Ich habe auch nichts gegen Ihre Persönlichkeit, durchaus nichts; aber gegen Ihren Stand, gegen die Doktoren, gegen die ganze sogenannte Wissenschaft der Heilkunde habe ich einen unbesigbaren Widerwillen!"

Eine peinliche Stille trat ein. Doktor Beer war aufgestanden und sah niedergeschlagen vor sich hin. Aber er dachte keine weiteren Einwendungen; er sah ein, daß er damit Oel in's Feuer gießen würde. Der Postmeister trat an's Fenster und trommelte eine Art Triumphmarsch an die Scheiben.

„Und Sie geben mir nicht die geringste Hoffnung, Herr Haalder?" klang es endlich kleinlaut von den Lippen des jungen Mannes.

„Auch noch Hoffnung?" brummte der starrköpfige Alte. „Hoffnung? Nein, ganz gewiß nicht! Aber doch — warten Sie! Ja," und ein sarkastisches Lächeln glitt über seine Züge, „eine Hoffnung will ich Ihnen lassen: wenn es Ihnen einmal glücken sollte, mich aus Todesgefahr zu retten, dann mögen Sie mein Schwiegersohn werden; aber ich sage Ihnen gerade heraus: ich gebe nicht so viel" — und er schlug mit den Fingern verächtlich ein Schnippchen — „um Ihre gesammte Wissenschaft. Ich kann, Gottlob! mit reinem Gewissen meiner letzten Stunde entgegensehen, und ich prophezeie Ihnen: es müßte sonderbar zugehen, wenn Sie mich je überreden sollten, Ihre Medikamente zu schlucken."

Der Doktor beachtete die letzten Worte kaum. Er begriff nur, daß Helene für ihn verloren sei, daß ein rauher Frost seinen Liebeslenz zerstört habe. Langsam, wie im Traum, richtete er seine Schritte der Thüre zu. „Leben Sie wohl!" sagte er leise; dann war er verschwunden.

Der Postmeister stand noch immer am Fenster und schien seinen Aerger auf den Scheiben austrommeln zu wollen. Den Abschiedsgruß des Besuchers erwiederte er mit einem kurzen Gekurr; aber jetzt hörte er im Nebenzimmer einen unterdrückten Schrei. Helene, sein blondes Töchterchen, sein Herzblättchen, war es, die mit Spannung das Ende des Gespräches abgewartet hatte. Als der Doktor sich leise entfernte, ahnte sie den Ausgang seiner seiner Werbung und sank laut schluchzend auf einen Stuhl. Ihr Vater hörte das und seine Augen wurden feucht. Aber dann dachte er wieder an an die Schmerzenstage seiner früh verstorbenen Gattin. Seine Züge verhärteten sich von Neuem und wie ein eigensinniges Kind murmelte er vor sich hin: „Nein, nein, ich kann ihr den Willen nicht thun! Sie wird sich schon trösten! Jeden Anderen, nur keinen Doktor!"

* * *

Vier Wochen waren seitdem verstrichen. Es war ein kalter, aber schöner Wintertag. Der Postmeister Haalders und sein Freund Brems fuhren nach einem benachbarten Dorfe, wo der Erstere ein Geldgeschäft abzuwickeln hatte, der andere alte Bekannte besuchen wollte. Die Nacht vorher war Schnee gefallen; aber Haalders hatte ein Paar gute Pferde vorspannen lassen, so daß die Reise verhältnißmäßig schnell von statten ging.

„Ah! Das hätten wir glücklich hinter uns!" sagte er, sich mühsam aus den Reisedecken und Fußwärmern herausarbeitend, bis er endlich auf der Landstraße stand. „O, wie sind meine armen Glieder durcheinander gerüttelt! Komm, Brems," rief er in den Wagen zurück, „hier liegt der Schnee höher als bei uns, er ist wohl einen Fuß tief; aber die „Goldene Traube" — so hieß das Wirthhaus, wovor der Wagen hielt — „erwartet uns. Komm, eile dich ein wenig!" Und fröstelnd stampfte er in dem weichen Schnee umher, um seine erstarrten Glieder zu erwärmen.

„Brems, was in Kuckucks Namen machst noch da drinnen," klang jetzt zum dritten Mal sein ungeduldiger Ruf. Als auch dieser erfolglos blieb, näherte er sich dem Wagenschlag, um seinen Wagenschlag, um seinen Freund zu suchen, den er noch immer mit den Decken und Reisetaschen beschäftigt glaubte.

In diesem Augenblick öffnete sich ein Fenster des Gasthauses, und eine verwunderte Stimme rief: „Aber alter Junge! Auf wen wartest du eigentlich noch da draußen?"

Haaiders wandte sich schnell um und sah in das spöttisch lachende Gesicht seines Freundes Brems.

„Du Tausendschwerenöther!" brummte der Gefoppte ärgerlich, der nicht gemerkt hatte, daß sein Reisegefährte an der anderen Seite des Wagens ausgestiegen war, während er in der bitteren Kälte noch auf der Straße stand. „Warte, ich werde daran denken!"

Dann eilte er in's Haus, wo er indeß seinen Aerger nicht weiter durchblicken ließ.

Zwei Stunden später hatten beide Herren ihre Geschäfte erledigt, und da sie vor der Heimfahrt nach einer Herzstärkung verlangten, sprachen sie dem warmen Grog fleißig zu. Als sie an's Aufbrechen dachten, trat Schneller, ein alter Bekannter von Brems, welchen dieser in seiner Wohnung nicht angetroffen hatte, in's Gastzimmer, um ihn zu begrüßen.

„Schön, daß ich Sie noch hier finde!" rief er ihm entgegen. „Ich habe dringende geschäftliche Angelegenheiten mit Ihnen zu besprechen.

Die Gläser wurden dem Ankömmling zu Ehren neu gefüllt, und während sich Brems mit diesem in ein Gespräch vertiefte, richtet sich die Aufmerksamkeit des Postmeisters plötzlich auf einen Gegenstand, der aus dem Ueberrock seines Reisegefährten neugierig hervorguckte.

„Rache ist süß!" dachte er, und machte sich unter einem Vorwand an dem Kleidungsstück zu schaffen; dabei zog er eine verführerisch aussehende Mettwurst aus der Tasche desselben und schlüpfte behende durch die Thüre. In dem Hausflur verzehrte er die Wurst mit gutem Appetit und stellte sich mit heimlicher Schadenfreude vor, wie enttäuscht sein Freund später alle seine Taschen durchsuchen werde. Innerlich belustigt, aber äußerlich gleichmüthig kehrte er dann zu seinen Genossen an den Tisch zurück. Der schlaue Brems aber hatte den ganzen Vorgang in dem gegenüber hängenden Spiegel beobachtet und sann seinerseits auf einen anderen Streich, um den Räuber zu strafen.

Endlich erklärte der Postmeister, es sei Zeit, aufzubrechen, wenn man nicht erst tief in der Nacht hineinkommen wolle.

„Ich bin's zufrieden," entgegnete Brems, „nur warte noch so lange bis ich bei meinem Vetter hier an der nächsten Straßenecke die Wurst mit dem Rattengift abgegeben habe, die er bei mir bestellte, um sich von der Mäuseplage zu befreien."

Haalders erblaßte; er sah seinen Freund mit irren Blicken an. Sein Gesicht wurde aschfahl, seine Kniee schlotterten, kalter Angstschweiß trat auf seine Stirne. In diesem Augenblick kehrte Brems nach vergeblicher Durchsuchung der Taschen seines faltenreichen Mantels zu ihm zurück.

„Gütiger Himmel!" stammelte er, „die Wurst ist fort! O ich Unglücklicher!.... die Wurst, die das Rattengift enthielt .... es ist Arsenik darin .... wer sie verzehrt, ist ein Kind des Todes. Warum habe ich sie nicht besser versteckt? Lieber Himmel, wenn die Polizei dahinter kommt, bin ich verloren!"

Der Postmeister kloppte zusammen wie ein Taschenmesser und sank auf seinen Stuhl.

„Ich habe das Rattengift....gegessen....vergiftet!" lallte er in gebrochenen Lauten, während er verzweifelt mit den Armen in der Luft umher fuhr und dann mit dem Gesicht auf den Tisch niederfiel.

„Unseliger, du?" schrie Brems.

„Vergiftet.... Rattengift!" stöhnte Haalders.

„Wirth! Ein Glas Wasser.... so schnell als möglich!"

„Nein, einen Doktor....um Gottes-willen.... einen Dok....!" wollte Haalders rufen, aber die Stimme versagte ihm; es war ihm, als schnüre das Rattengift seine Kehle zu; ermattet schloß er die Augen.—Die übrigen Besucher des Gastzimmers hatten sich im Nu um den Jammernden versammelt; man schrie laut nach einem Arzte.

„Unser Doktor ist vor einigen Wochen gestorben, und seitdem hat sich kein neuer hier niedergelassen," erklärte der Wirth, welcher rathlos hin und her lief.

„Doch, es ist zufällig einer im Dorfe," fiel ihm seine aus der Küche herbeigeeilte Frau in die Rede. „Notars Minchen hat einen Anfall von Kroup bekommen, sie haben einen Doktor aus der Stadt geholt. Vor einer Viertelstunde sah ich ihn hereinfahren; vielleicht ist er noch da."

Brems stürzte hinaus. Der Spaß war ihm über alles Erwarten geglückt, aber er wagte es jetzt nicht mehr, die Wahrheit zu gestehen und Reue zu zeigen. Der Postmeister hätte es ihm nie verziehen. Beim Eintreten in das Haus des Notars stieß er auf den Arzt, welcher Niemand anders war, als Doktor Beer. Schnell zog er ihn auf die Straße und erzählte ihm den ganzen Vorfall wahrheitsgemäß. Jetzt aber war die Reihe des Aengstigens an ihn gekommen, denn der junge Arzt runzelte die Stirn und wollte durchaus nicht mit ihm gehen. Er erklärte rundweg, es sei der Würde seines Berufes nicht angemessen, sich zur Ausführung schlechter Scherze herzugeben. Daß es gerade der Postmeister war, um den es sich handelte — der Postmeister, der ihn so barsch und unfreundlich abgefertigt, als er in edelster Absicht und in wohlgesetzten Worten ihn um die Hand seiner Tochter gebeten — das machte ihn nur noch abgeneigter gegen Brems' Gesuch. Dieser aber ließ nicht nach, mit Bitten in ihn zu dringen.

„Er ist in der That krank, Herr Doktor, krank vor Entsetzen, und bedarf wirklich Ihrer Hülfe. Bei seiner Konstitution kann der Schrecken ganz bedenkliche Folgen haben — und dann fällt die Schuld auf mich zurück! Sie vergeben also Ihrer Stellung nichts, wenn Sie uns in dieser Noth beistehen."

Dennoch wäre es ihm schwerlich gelungen, den Doktor zu bereden, wenn diesem nicht die letzten Worte wieder eingefallen wären, welche ihm der Postmeister damals spöttisch zugerufen: „Eine Hoffnung will ich Ihnen lassen: wenn es Ihnen einmal glücken sollte, mich aus Todesgefahr zu retten, dann mögen Sie mein Schwiegersohn werden!"

Wie ein Blitz durchzuckte ihn der Gedanke, daß der eigensinnige Alte jetzt in seine Gewalt gegeben sei, und er beschloß, um Helenens willen die günstige Gelegenheit zu ergreifen.

„Aber reinen Mund gehalten, Brems," mahnte er; „Ihre Hand darauf, Brems!"

Brems reichte sie ihm.

„Gern, Doktor, gern! Wir schweigen Beide so lange, bis Gras über die Sache gewachsen ist! Es liegt in meinem eigenen Interesse. Auch später werde ich ohne Ihre Zustimmung nicht davon reden."

„Ja, später," fügte Doktor Beer in Gedanken hinzu — „später kann er die Wahrheit erfahren, dann fürchte ich seinen Zorn nicht mehr."

Unterdeß hatten beide Herren das Gasthaus erreicht und waren mit ernster Miene eingetreten. Die vorsorgliche Wirthin hatte mittlerweile einen bequemen Lehnstuhl herbeiholen lassen. Bleich und zitternd saß der Postmeister darin und streckte dem eintretenden Arzte wehmüthig die Hand entgegen.

„Mit mir.... ist es wohl aus.... Doktor," ächzte er mühsam; „ist Rattengift"—ein Schauder durchrieselte ihn bei diesem Worte—„unter allen Umständen.... tödtlich?"

„Nicht unbedingt!" antwortete Doktor Beer gelassen. „Wenn ein tüchtiger Arzt — er hob die beiden Worte nachdrücklich hervor — „sofort die nöthigen Gegenmittel anwendet, so ist Rettung nicht ausgeschlossen. Herr Wirth, besorgen Sie so bald als möglich eine Schüssel heiße Milch, und dieses Rezept (es enthielt blos Brausepulver) lassen Sie unverzüglich in die Apotheke tragen. Und nun beruhigen Sie sich, Herr Haalders! Die Erregung kann Ihnen nur schaden. Hoffentlich gelingt es mir, Ihnen zu helfen."

Begieriger, als er je in seinem Leben getrunken, schluckte der Postmeister die Milch herunter; er machte kaum eine oder zwei Pausen dazwischen.

„Das thut Ihnen wohl, nicht wahr?" fragte der Arzt mit schlauem Lächeln, als die Schüssel leer war.

„Ja, o ja, es wärmt! Der Krampf... vermindert sich.... und das dumpfe, schwere Gefühl.... in den Gliedern.... läßt auch etwas nach," stammelte der Patient.

„So, nach zehn Minuten nehmen Sie dieses Pulver", fuhr Dr. Beer fort, während er das schnell herbeigeholte Brausepulver sorgsam zurechtmachte und Haalders hinreichte.

Kaum hatte dieser es genommen, so athmete er erleichtert auf.

„O, das hilft....nun geht es besser! Ach, Doktor .... bester Doktor....wie soll ich Ihnen nur danken!"

„Ruhig, Herr Haalders, nur ruhig," schmunzelte der Arzt. „Jetzt machen wir wieder eine Pause von zehn Minuten, und dann trinken Sie eine zweite Schüssel Milch so heiß als möglich."

In athemloser Spannung folgten die Umstehenden der sonderbaren Kur und beobachteten mit peinlicher Genauigkeit die Züge des Patienten. Diese hellten sich immer mehr auf, nachdem die zweite Schüssel Milch dem vermeintlichen Rattengift seine Kraft benommen.

„Lassen Sie mich jetzt, bitte, Ihren Puls fühlen," fuhr Doktor Beer fort. Gut so! Und nun zeigen Sie mir Ihre Zunge.... schön! Versuchen Sie, ein paar Mal langsam im Zimmer auf und ab zu gehen!"

Haalders folgte pünktlich den gegebenen Anweisungen, wobei ihm sein Freund Brems treulich beistand.

„Wie lange ist es jetzt her, seit Sie das Gift genommen haben?"

„Genau weiß ich's nicht, es war vor fünf Uhr, unmittelbar nach dem Eintreffen des Herrn Schneller."

„Ich bin genau zwanzig Minuten vor fünf in die „Goldene Traube" gekommen," fiel dieser ein.

Der Doktor sah auf seine Uhr.

„Um sechs ein viertel Uhr hat Herr Brems mich gerufen, es ist jetzt genau sieben Uhr fünf Minuten. Seit dem Genusse sind also volle zwei Stunden verflossen. Und Sie spüren nun keinen Krampf mehr?"

„Nicht das mindeste Unbehagen, dem Himmel sei Dank!"

„Schön! Erlauben Sie nochmals Ihren Puls!.... Er ist ganz normal; die Krisis scheint glücklich vorbei zu sein. Unter diesen Umständen ist die Wiederholung des Pulvers nicht nöthig. Nun, Sie können von Glück sagen, Herr Haalders! Ich gratulire!"

So lautete nun die Entscheidung des Arztes.

Freudig gerührt sah der Patient zu ihm auf.

„Guter, bester Doktor, wie soll ich Ihnen je genug danken!" sprach er mit bewegter Stimme. „Sie haben mir das Leben gerettet, ich will Ihnen dafür das Liebste geben, was ich auf der Welt besitze....meine Tochter. Machen Sie Helene glücklich!"

Und in freudiger Erregung ergriff er die Hand seines Retters.

„Heda, Wirth! Ein paar Flaschen von Ihrem Allerbesten! rief dieser, fröhlich einschlagend, und sich zu den Anwesenden wendend, fügte er hinzu: „Meine Herren, wollen Sie mir die Ehre erweisen, auf das Wohl meiner künftigen Frau mit mir anzustoßen?"

* * *

Der Postmeister hat bis heute den Streich nicht entdeckt, der ihm gespielt worden; denn sowohl Brems als Doktor Beer hielten reinen Mund, und selbst seine Tochter erfuhr den Zusammenhang nie. Seit Helenens Heirath aber scheint er seine Ansichten über Aerzte gänzlich geändert zu haben; denn als bei der Taufe seines ersten Enkels einer der Gäste den glücklichen Großvater scherzend fragte, was der Junge werden solle, antwortete er mit der Entschiedenheit eines Diktators:

„Der Junge? Nun, der Junge wird natürlich Doktor!"

Das Thränenkrüglein.

In seinem niederen, rauchgeschwärzten Zimmer stand der alte Forstwart und schaute wohlgefällig auf den Eichentisch inmitten des Raumes. Dort lag aufgethürmt allerhand seltsames Geräth. Irdene Schaalen und wunderlich geformte Gefäße, theils in Scherben zerfallen, theils wohlerhalten, Armringe, Spangen und rostige Waffenstücke. Es war ein Fund, seinem Walde entstammend, ein Fund aus jener räthselhaften Vorzeit, welche sich dort in zahlreichen, sanftgewölbten Hügeln ein Denkmal gesetzt.

Bei einem Wegebau quer durch den uralten Buchenbestand war dieser Gräber eines durchschnitten und aufgedeckt worden. Unter des Forstwarts und des Schulmeisters Hut hatte man sorgsam die bröckelnden Schätze gehoben und nach mehr als tausendjähriger Ruhe ans Tageslicht gebracht. Nun lagen sie wohlgeordnet im Forsthause; heute noch sollten die gelehrten Herren drüben aus der fürstlichen Residenz kommen, um den Fund in Augenschein zu nehmen.

Hinter dem Forstwart stand sein siebzehnjähriges Töchterlein im großen Rock und Mieder; die schaute gar neugierig und begehrlich aus ihren schwarzen Augen zu den wunderlichen Zeugen der Vorzeit hinüber.

Bei dem Kachelofen saß die alte Großmutter über ihr Spinnrädchen gebückt; von Zeit zu Zeit sandte auch sie einen scheuen Blick nach dem Eichentisch dort drüben, aber dann schüttelte sie den grauen Kopf.

„S'thut nimmer gut — S'thut nimmer gut — es hat im Grab gelegen, und Grabesruh soll man nit stören!"

„Altes Weibergewäsch!" der Förster lachte auf. „S'ist halt nix mit dem Aberglauben. Vorher hab' ich freilich auch manchmal gemeint, ich müßte den Heidenkönig da drunten sitzen sehn mit Kron und Schild, wie Du's so oft hergeschwätzt hast — es ist aber doch nichts damit gewesen — nichts als Asch' und Staub und Scherbenkram da — aber der ist mächtig viel werth, sagt der Schulmeister." Und des Forstwarts Töchterlein horchte hoch auf.

Noch nie waren in dem einsamen Forsthause so vornehme Gäste eingekehrt wie heute. Da war der Rektor von der lateinischen Schule mit einem seiner gelehrten Collegen; da war ein höherer Forstbeamter erschienen, um den Fund aus dem ihm unterstellten Walde selbst zu inspiciren, obgleich dergleichen Dinge nicht ganz nach seinem Sinne waren; zuletzt noch ein vornehmer Jagdjunker. Der hielt sich gerade zum Pürschen auf dem nahen fürstlichen Jagdschlößchen auf und hatte sich den andern Herren angeschlossen. Er mochte wohl auch eine plötzliche Liebhaberei für Antiquitäten in sich entdeckt haben, denn er umstand mit den Andern den Eichentisch und prüfte mit ihnen die seltsamen Formen und eingeritzten Arabesken der Gefäße und die rostigen Waffenstücke.

Dazwischen aber glitt der Blick seiner großen, lauernden Fuchsaugen nach der Thür des Gemachs. Dort hatte schon seit geraumer Zeit ein schöner Mädchenkopf sich lauschend vorgebogen. Es war des Forstwarts Töchterlein, und sie stand auf der Schwelle, spähte vorsichtig hinein und schien in Angst und Unruhe dem Gespräch da drinnen zuzuhören. Das drehte sich um ein vermißtes Stück des Gräberfunds. Es ließ sich nirgends auf dem Tische entdecken, während es doch in der Liste des Schulmeisters als „Thränenkrüglein oder Aschenurne" angeführt war.

„Förster R., ich muß mich sehr wundern über die wenig sorgsame Aufbewahrung dieses fiskalen Eigenthums; man hat es hier an der nöthigen Achtsamkeit fehlen lassen!"

„Um Vergebung, Herr Forstrath, war doch bis vorhin Sämmtliches hier auf dem Tisch vorhanden. Da kann ich nicht begreifen, was jetzt noch fehlen soll!" Vielleicht ist's auch ein Irrthum von dem Herrn Rector."

Der Rector funkelte den Alten durch seine Brillengläser an und schlug klatschend auf seine Liste.

„Kein Irrthum, lieber Mann — hier ist Alles sorgfältig aufgeführt und specificirt. Die Schuld liegt vor Eurer Thür! Besagter Artikel muß hier im Hause abhanden gekommen sein."

„Aber wer soll sich denn an den Sachen vergreifen, lieber Herr," jammerte der Forstwart und faßte an seinen grauen Kopf. „S'ist gar Niemand hier im Haus, als ich und die Großmutter und mein Kind! Und die bleiben mir beid' von dem Geschirr."

„Da müssen wir noch einmal gründlich die Sache untersuchen," durchschnitt der Rector die Rechtfertigungsrede. „Meine Herren, lassen Sie uns einmal darin systematisch zu Werke gehen. So viel ich aus dieser Beschreibung entnehme, ist dieser Gegenstand der wichtigste des ganzen Fundes. Nehmen Sie die Liste, Herr College — ich selber werde nunmehr Stück für Stück untersuchen, wenn es uns auch längere Zeit in Anspruch nehmen wird."

Während seiner letzten Worte hatte der Jagdjunker sich lautlos aus dem Zimmer entfernt. Draußen in dem Hausflur hielten seine Augen eine scharfe Umschau. Dann trat er, einem leichten Geräusche folgend, in die niedrige, räucherige Küche am Ende des Steinganges.

Des Förster's Tochter stand da drinnen an die Wand gelehnt, sie sah mit scheuen Blicken nach der Thür — bei seinem Eintritt schreckte sie heftig zusammen und wollte hinausschlüpfen. Aber der Cavalier vertrat ihr den Weg.

„Du hast es wohl selber gehört, liebes Kind, daß man von den Dingen da drin etwas vermißt?"

Seine Stimme klang gedämpft, wie wenn zwischen ihm und dem Mädchen ein Geheimniß läge.

Sie winkte und legte ihre Hand um den Hals, als drohe sie dort etwas zu ersticken.

„Die Sache kann schlimm werden. Wenn im Hause hier diebische Hand an diese unersetzlichen Alterthümer gelegt ist, so dürfte es den Vater leicht um sein Amt bringen — — —"

Ihre Hände griffen ineinander, ein Blick hülfloser Angst flog unter den schwarzen Augenwimpern zu ihm auf. Ein Lächeln zog sich um seinen Mund; seine Stimme wurde leiser.

„Der Thäter ist mir nicht unbekannt. Es wäre mir ein Leichtes ihn zu nennen — soll ich?"

Da trat das Mädchen in Todesangst einen Schritt hervor, sie streckte ihm flehend beide Hände entgegen, ihre Brust hob und senkte sich in mühsam unterdrücktem Schluchzen:

„O lieber Herr — ich — ich — ja ich will's gestehen — hab' ja nimmer gedacht, daß es ein Raub sei, weil's doch da außen gelegen hat all' die hundert Jahr! Und so nett und so fein ist's gewesen, da hab' ich mir halt nix dabei gedacht, als ich's nahm und verwahrte droben."

„Wo?" frug er kurz.

Sie glitt an ihm vorüber, die Leuchte in der Hand, und begann die steile, knarrende Treppe emporzusteigen. Er folgte ihr lautlos, gleich einem Raubthiere.

„Lösch das Licht," sagte er, als sie droben standen in dem dürftigen winzigen Kämmerlein. Und sie that es; und der helle Mondschein leuchtete herein über Beide.

Das Mädchen begann mit zitternder Hast eine kleine Lade aufzuschließen. Daraus zog sie, sorgfältig unter ein wenig Heu versteckt, eine Urne hervor, von schwärzlichem Thon gar zierlich geformt, unten spitz zulaufend. Sie hielt das kleine Gefäß dem Junker entgegen. Der nahm es ihr ab, eine Zeit lang behielt es schweigend in der Hand, dann ließ er es langsam zurück in die Lade gleiten und verschloß diese wieder. Er that es, ohne hinzuschauen; seine Augen hafteten unbeweglich auf des Mädchens Zügen — — — — seine Lippen bewegten sich leise — — die heimlich geflüsterten Worte mußten sie wohl erreichen, aber sie antwortete nicht.

Nur in ihr todtblasses Antlitz hielt sie ihm entgegen; und das Mondlicht funkelte in den großen erschrockenen Augen....

* * *

Die Herren dort unten mußten mit ihren Schätzen abziehen, ohne das vermißte Stück gefunden zu haben; das trug dem alten Forstwart gar manches böse Wort ein.

Dann sank wieder das gewohnte Schweigen und die alte Vergessenheit über das Forsthaus herab — ja, fast noch tiefer als vorher. Schien es doch, als sei überdies ein Etwas unter seinem Dache davongewichen. Das war wohl der lustige Gesang von des Forstwarts Töchterlein, der ließ sich nun nicht mehr hören, weder im Hof und Stalle draußen, noch drinnen am Spinnrad.

Stumm und sonnenlos zogen die letzten Spätsommertage dahin. Dann kam die Zeit der Herbststürme. Oft saßen die drei einsamen Bewohner des Häuschens zusammengedrängt ums knisternde Holzfeuer und lauschten auf das Windeswehen da draußen im Hochwald. Zu solchen Zeiten griff die Großmutter oft in ihr Spinnrad, sie schien hinauszuhorchen in das Heulen und Toben der Windsbraut. Dann war's den Andern auch, als rausche da draußen der Heidenkönig vorbei mit seinem Gefolge, zürnend ob seiner Grabesschändung.

Bald darauf, da hatte der Forstwart einen gar seltsamen Traum. Im war's, als spränge die Thür seiner Schlafkammer auf mit Donnergedröhn, und als schreite herein, riesengroß mit wallendem Mantel, der Heidenkönig. Auf seinem greisen Haupt starrte die Krone, er trug den Schild am Arm, zornig streckte er die leere Rechte dem Förster entgegen und schrie ihn an mit furchbaren, fremden Worten, die jener nicht verstand. Aber er wußte was der greise König begehrte: er war sein gutes Schwert, das ihm geraubt worden, seine Schätze und seine Totenurne mit dem heiligen Staube der Väter.

Da brach dem Förster der Angstschweiß aus, er mühte sich ab, dem Alten Rede zu stehen und vermochte es doch nicht! Der aber lachte höhnisch auf und wies nieder auf den Boden: da lag ein Menschenkind zusammengesunken. Der Förster starrte hin — ein Schwindel kam über ihn — es war sein eigen Töchterlein, deß Todtengesicht ihn jammervoll anschaute; und auf sprang er vom Lager, mit Gewalt den Alp von sich wälzend: denn ihm war's, als habe er durch das Heulen des Sturms einen leichten Schlag gegen seine Kammerthür vernommen!

Er riß sie auf und strauchelte fast über ein Ding, das auf der Schwelle lag. Hastig beugte er sich nieder, es aufzuraffen, und als er's an's Licht gebracht — siehe, da war es das geraubte Thränenkrüglein!

Den Alten ergriff ein seltsames Grauen, er riß die Flinte von der Wand und stürmte hinüber in seines Töchterleins Kammer — die aber war leer!

Und hinaus dann in die fahle, stürmische Herbstdämmerung, — — — — aber das Kind war nirgends zu sehen!

Am Abend endlich, da fand man sie in dem stillen Waldteich unter den Buchen und brachte sie heim ins Haus. Sie hatte sich selbst ertränkt, sagten die Leute.

Die Ahne aber wußte es besser.

Sie wußte, daß es niemand Anders gewesen, als der Heidenkönig, der dies junge Leben in die Todesnacht gerissen, aus Rache für seine entweihte Gruft.

— — — Der Förster hatte erst wüst getobt; dann hatte er das Krüglein zertrümmern wollen in tausend Scherben, als säße ein Teufelsspuk darin. Aber das ließ die Ahne nicht geschehen. Als man das todte Mägdlein in den Sarg gebettet, hatte sie heimlich das Krüglein dazu gelegt.

„Damit es wieder in Grabesruh' komme," hatte sie gesagt.

Sittliche Entrüstung.

Mann: „Emilie, laß' das Abendbrod etwas früher anrichten — ich gehe heute Abend in's Theater."

Frau: „Du willst ohne mich gehen?"

Mann: „Das Drama, welches heute aufgeführt wird, ist nicht für Damen geschrieben!"

Frau: „Wie nicht genug, daß solche unmoralische Stücke überhaupt aufgeführt werden, nun wollt ihr Männer auch noch ohne uns Frauen dorthin gehen!?"

So—o?

Käufer (welcher die ihm vorgelegten Cigarrenspitzen propirt, ob sie ziehen und bemerkt, daß ihm darob der Verkäufer grimmige Blicke zuwirft): „Das ist nicht so schlimm — ich habe eben schon öfter Spitzen gekauft, die keine Luft hatten."

Verkäufer: „Das kommt allerdings hie und da vor....Soeben war ein alter Maurer hier, welcher mit diesen Spitzen die gleiche Probe machte!"

Wirksame Kur.

Der Herr Professor spürt auf einem Spaziergang ein Reißen in den Beinen. Da ihn der Weg eben an einer nassen Wiese vorbeiführt, entledigt er sich seiner Schuhe und Strümpfe und geht barfuß eine Zeit lang spazieren. Schon nach einem viertelstündigem Graslauf fehlt ihm nichts mehr — als seine Fußbekleidung.